



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

⌘: Parteien und Minister in Rußland.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Parteien und Minister in Rußland.

Von dem Verfasser der Schriften „Aus der Petersburger Gesellschaft“ und „Neue Bilder aus der Petersburger Gesellschaft“ ist im Brockhaus'schen Verlage soeben ein neues Buch erschienen, welches die dort gegebenen Aufklärungen über die politischen und sozialen Zustände Rußlands fortsetzt und dabei wieder viel des Interessanten mittheilt. Es führt den Titel: „Rußland vor und nach dem Kriege“ und zerfällt in eine Anzahl von Abhandlungen und Biographien, von welchen letzteren uns namentlich die von Bakunin und die vom Fürsten Tscherkaski angesprochen haben, während unter den ersteren die über die nationale Auffassung der orientalischen Frage, die über den letzten Krieg und die Dynastie, endlich die über die gegenwärtige Lage und die neuen Minister als auf guter Kenntniß Rußlands und der Russen beruhend für uns von besonderem Interesse sind. Wir beeilen uns, bei der Stellung, die unser Nachbarn im Osten seit einigen Monaten zu uns eingenommen hat, durch Hervorhebung der Hauptpunkte aus diesen Kapiteln der genannten Schrift unsere Leser über jene Gegenstände und Personen zu informiren, wobei wir indeß zu berücksichtigen bitten, daß der Verfasser vom Standpunkte der baltischen Opposition urtheilt und so bisweilen schwärzer sieht, als billig erscheinen will.

Bei Ausbruch des letzten Krieges zerfiel die russische Gesellschaft nach ihren politischen Ansichten und Zielen in vier Gruppen: 1.) eine gouvernementale, die in dem Willen des Kaisers das oberste Gesetz und in der Erhaltung des Herkömmlichen in Staat und Gesellschaft die Summe aller Regierungsweisheit sah; 2.) die große nationale Partei, an deren Spitze Fürst Tscherkaski, später Civiladlatus des Großfürsten Nikolaus in Bulgarien, Aljakoff, Kattkoff, Slowaiski und Drest Müller standen, und die in der Armee, im Alerus und unter den jüngeren Beamten so zahlreiche Anhänger zählte, daß es ihr leicht fiel, die Masse der Ungebildeten mit sich fortzureißen; 3.) die sozialistischen Revolutionäre; endlich 4.) die „Inorodzen“ (Leute fremden Geschlechts), d. h. die Polen, die baltischen Deutschen und die Finnländer, die, von den herrschenden

Parteien gehaßt und unaufhörlich angefeindet, trotz des Vordringens der russischen Kirche und trotz verschiedener ihnen ungünstiger Staatseinrichtungen noch immer in sozialer Beziehung überwiegen, so daß sie in der westlichen Reichshälfte als maßgebend erscheinen. Sonst unter einander verfeindet, waren die drei Glieder dieser vierten Gruppe in der Ueberzeugung einig, daß ein Sieg der Nationalen als mit dem Untergange der Nichtrussen im Reiche gleichbedeutend anzusehen und daß die Machterweiterung jener Partei deshalb mit allen Mitteln zu bekämpfen sei.

Der Krieg wurde von der zweiten und der dritten obiger Gruppen gemacht, deren Prinzipien sich widersprachen, während ihre Kreise einander berührten, da es einerseits Nationalitätsschwärmer gibt, deren Vorstellungen vom künftigen Nationalstaate demokratisch, ja selbst sozialistisch gefärbt sind, und andererseits viele Sozialisten und Nihilisten zugleich für die heilige Allianz aller befreiten Völker und für einen von der Wolga bis zum Böhmerwalde reichenden Slawenstaat schwärmen. Die vierte Gruppe verhielt sich zu dem Kriege meist gleichgültig, die erste suchte ihn zu verhindern. Der Hof und das höhere Beamtenthum, die in ihr vertreten waren, scheuten eben die Probe, auf welche die vom jetzigen Kaiser geschaffenen Staatseinrichtungen durch einen großen Krieg gestellt werden mußten. Sie sahen voraus, daß Sieg wie Niederlage für das herrschende System verhängnißvoll werden könnte. Abgesehen von einigen sehr hochstehenden Damen, die durch geistlichen Einfluß bestimmt waren, und einzelnen kriegslustigen Militärs stemmten fast alle Leute von Rang und Stellung sich gegen die durch den serbischen Krieg entstandene Bewegung als eine solche, hinter welcher demagogische Unheilstifter steckten. Der Name Tschernajeffs wurde in diesen Kreisen nur mit Unwillen genannt. Während des Winters von 1876 auf 1877 sprach man sich hier so abfällig über Serbien und die panslawistische Kriegspartei aus, daß letztere die Hoffnung auf eine Verständigung mit Gortschakoff förmlich aufgab und laute Klage über den Abfall der Regierung von Rußlands heiligsten Traditionen führte. Trotzdem gab die Vernichtung des serbischen Heeres das Zeichen zum Erlaß jenes Ultimatums, durch welches Gortschakoff zum ersten Male aus dem Rahmen der gemeinsamen europäischen Aktion heraustrat. Scheinbar stand die dann erfolgende Kriegserklärung mit den serbischen Vorgängen in keiner Beziehung, thatsächlich aber hatten letztere die thatenlustige Stimmung hervorgerufen, welche den Kaiser zu jenem schwersten Entschlusse seines Lebens nöthigte.

Die Absichten, welche die Nationalpartei bei ihrem Drängen zum Kriege gegen die Türken verfolgte, sind in Rußland wohlbekannt. Der gewünschte Krieg war ihr nur die logische Konsequenz des von ihr zur Zeit des Polen-aufstandes von 1863 proklamirten Prinzips. Ihre Führer äußerten sich un-

gefähr folgendermaßen. Nachdem Polen und Deutsche beseitigt und durch Aufhebung der Leibeigenschaft die elementaren Mächte des russischen Volkstums entfesselt sind, müssen alle Ueberbleibsel des alten, auf fremde Einflüsse gegründeten Systems weggeschafft und für die erwachte Nationalkraft der nöthige Spielraum geschaffen werden. Freiheit und nationale Einheit sind nur verschiedene Erscheinungsformen für ein und dasselbe Ding. Einen neuen Inhalt hat das russische Leben bereits erhalten, neue Form aber kann es erst gewinnen, wenn es sich zum Leben des gesammten slawischen Stammes erweitert und so die Macht gewinnt, die in seine Grenzen eingedrungenen romanischen und germanischen Elemente zu ersticken und an diesen Grenzen ein festes Bollwerk gegen den deutschen, seit 1866 und 1870 gefährlicher gewordenen „Drang nach Osten“ aufzurichten. Hat die Regierung die ihr vom emanzipirten russischen Volke auferlegten reformatorischen Pflichten gewissenhaft erfüllt, so werden die russischen Waffen siegen, auch wenn eine europäische Allianz die Pforte unterstützt. Zeigt sich dagegen die vorhandene Regierungsmaschine jener Aufgabe nicht gewachsen, so ist es die höchste Zeit, die staatliche Organisation von Grund aus zu verbessern und ihre Handhabung fähigeren Händen anzuvertrauen. Die Zeit des Harrens und Vertröstens ist vorbei, das außerrussische Slawenthum hat uns zur Erfüllung unsrer historischen Mission aufgerufen, und wir müssen beweisen, daß wir nach Bewältigung unserer inneren Feinde auch die äußeren über den Haufen zu rennen gelernt haben. Die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Vernichtung des Polenthums und die Beseitigung der deutschen Einflüsse haben bloß als vorbereitende Maßregeln Sinn und Bedeutung gehabt; jetzt ist der Augenblick gekommen, ihre Früchte zu ernten und unter Dach zu bringen.

Darnach handelte man in den Kreisen der Nationalen. Der Krieg mit den Türken sollte den Schlüsselstein in das reformatorische Gebäude Kaiser Alexanders einfügen und zugleich der Beginn eines neuen, angeblich inhaltreicheren Abschnitts der russisch-slawischen Geschichte sein. Gewollt wurde er auch von den radikalen Schülern Herzens und Bakunins, den Sozialisten und Nihilisten. Auch hier wurde gehofft, er werde zur Abstreifung der alten politischen Lebensformen, die sich überlebt, führen. Die einen rechneten auf eine Niederlage der russischen Waffen und eine dadurch hervorgerufene Revolution. Andere meinten wenn der reformatorische Absolutismus sich ebenso unfähig zeige wie vordem der despotische, so müsse ein Versuch mit dem konstitutionellen System folgen, und bei der Unberechenbarkeit der russischen Natur und der Unbildung der Massen würden die am weitesten vorgeschrittenen Parteien die meisten Aussichten haben. Wieder andere nahmen an, daß der Kaiser Sieger bleiben und den Befreiungszug bis Byzanz ausdehnen werde, wo sie ihrer Sache erst recht

sicher sein würden. „Ist Konstantinopel gewonnen,“ so hatte Herzen gesagt, und so glaubten jetzt seine Schüler, „so muß das eiserne von Peter I. geschmiedete Szepter zerbrechen; denn bis zu den Dardanellen kann es nicht verlängert werden.“ Wesentlich waren diese Anschauungen von denen der Nationalen oder Panflawisten nicht verschieden, sie waren nur düsterer gefärbt und anders beleuchtet. Was bei den Herren Askoff und Katkoff die Erweiterung des russischen Bewußtseins zum slawischen und die Gewinnung neuer Lebensformen hieß, das bedeutete den Nihilisten einfach den Zusammenbruch aller bestehenden Systeme, den Anfang des „Endes“, auf welches die europäische Umsturzpartei schon längst hingearbeitet hatte.

Die Stimmung des Hofes und der ihn umgebenden Kreise war bei Ausbruch des Krieges eine gedrückte. Daß Gortschakoff in erster Stunde auf die Seite der Nationalen getreten war, wollte nicht viel bedeuten; der alte Herr konnte des Beifalls derselben nicht mehr entbehren und wollte um jeden Preis populär sein. Jene Stimmung spiegelte sich deutlich in dem kaiserlichen Manifest vom 24. April 1877 wieder. Es gedachte des außerrussischen Slawenthums mit keiner Silbe und vermied alles, was einer Wirkung nationaler oder religiöser Leidenschaften oder einer Anerkennung des in den letzten Monaten zum Ausdruck gelangten Volkswillens ähnlich sehen konnte.

Die übrige russische Welt dachte sich den Krieg als eine militärische Promenade nach Konstantinopel: der russische Riese, der für die Befreiung der südslawischen Brüder zu Felde zog, war ihr unwiderstehlich. Der heilige Geist der Nation hatte das Kommando übernommen. Ein neues Kapitel in der Geschichte der Menschheit hatte begonnen, und da kam es nicht sehr auf technische Details und geschickte Generale an. Das ging ein paar Monate so fort, bis die Katastrophe von Plewna gemeldet wurde, wo die hochgehobene Stimmung plötzlich tiefster Niedergeschlagenheit Platz machte, zumal da auch vom asiatischen Kriegsschauplatz Nachrichten von Mißerfolgen einliefen. In den Hauptstädten wie in der Provinz nahmen ein Pessimismus und eine Erbitterung überhand, wie man sie noch nie erlebt hatte. Die Heeresleitung durch den in der That unfähigen Großfürsten Nikolaus erfuhr die bitterste Kritik. Askoff, der Führer der Nationalpartei, sprach öffentlich von der Nothwendigkeit eines Systemwechsels und regte den Gedanken an, ein aus den Vertretern der Provinziallandschaften bestehendes Zentralkomitee zur Ueberwachung der Regierung niederzusetzen. Ja er entwarf ein für den Thronfolger bestimmtes, von zahlreichen Gesinnungsgenossen unterschriebenes Memorial, welches die sofortige Zusammenberufung eine Konstituante forderte und dies mit der Nothwendigkeit begründete, „fähigere Heerführer und zuverlässigere Diplomaten als die bisherigen Berather Sr. Majestät an die Spitze der Geschäfte zu stellen

und dadurch dem drohenden Bankerott vorzubeugen“. Diese Denkschrift erregte in allen Theilen des russischen Reiches, sowie im Hauptquartier ungeheures Aufsehen. Einige Wochen später traf die Kunde von dem zweiten mißglückten Sturme auf Plewna ein, und wieder ergossen sich die Schleusen des allgemeinen Unwillens über den Großfürsten, welcher dieses Unglück veranlaßt hatte. Die unsinnigsten Gerüchte fanden Verbreitung und nährten den Pessimismus, in welchem man förmlich schwelgte, den man als Kennzeichen patriotischer Gesinnung ansah, und der mit dem allgemeinen Verlangen nach einem Systemwechsel, d. h. nach Einberufung einer Konstituante, in engem Zusammenhange stand. Bei dem in dieser Zeit zu öffentlicher Verhandlung gediehenen großen Nihilistenprozeß offenbarte sich, daß ein großer Theil des Publikums die Ideen der Angeklagten für nicht ganz unberechtigt hielt und sich über die Verlegenheit freute, die sie der Regierung bereitet hatten. Aus dem durchwühlten und bis ins Herz korrumpirten Sünden kam fortwährend Nachricht von neuen Verschwörungen und revolutionären Kundgebungen der Radikalen.

Erst als das Kriegsglück der Armee in Bulgarien wieder lächelte, verstummten der tiefe Unmuth und die kecke Lästerung, die über das Bestehende bereits das Loos geworfen wähten. Brausender Jubel empfing den Kaiser, als er nach seiner Residenz an der Newa zurückkehrte. Er aber erschien als kranker, ergrauter Mann, schwermüthig und sorgenvoll in dem Bewußtsein, daß die hinter ihm liegenden Prüfungen mehr als ein böser Traum gewesen, und daß zu den Zuständen vor der Kriegserklärung vom April keine Brücke zurückführe. Die Erschütterungen der verhängnißvollen Julitage hatten nicht nur die Organisation des Reiches, sondern auch die festen Ordnungen des kaiserlichen Hauses getroffen. Es war ein öffentliches Geheimniß, daß der Thronfolger gerade in den Hauptfragen anders dachte als sein Vater. Während dieser rasche Beendigung des Krieges und einen Frieden wünschte, der die Aufrechterhaltung der freundschaftlichen Beziehungen zu den Höfen von Berlin und Wien und die Wiederherstellung des bisherigen Regierungssystems ermöglichen sollte, wollte der Erbe der russischen Krone weder von Rücksichten auf die deutsche Regierung noch von Beschränkung des Kriegsziels etwas wissen. Seiner Meinung nach bedurfte es im Innern einer tiefgehenden, von der Mitwirkung des Volkes getragenen Umgestaltung und in der auswärtigen Politik eines entschlossenen Vorgehens im Sinne der Nationalpartei. Letzterem pflichteten Graf Ignatieff und zahlreiche Generale, sowie anscheinend auch Gortschakoff bei, während der Finanzminister zur Mäßigung rieth und Graf Schuwaloff immer wieder von London berichtete, daß eine direkte Gefährdung Konstantinopels durch die Russen von England mit einer Kriegserklärung beantwortet werden würde. Wären die persönlichen Neigungen des Kaisers maß-

gebend gewesen, so hätte man in Adrianopel Halt gemacht und Frieden geschlossen. Daran war aber nicht mehr zu denken. Die plötzlich eingetretenen und sich fortwährend steigenden großen Erfolge des Heeres hatten alle Schichten der Bevölkerung, alle Parteien mit dem leidenschaftlichen Wunsche nach rücksichtsloser Ausbeutung der Gunst des Geschickes erfüllt. Nicht nur Ignatieff und Gortschakoff, sondern auch der Thronfolger und der Großfürst Nikolaus beschworen den Monarchen, der auf eine tausendjährige Tradition gestützten Volksstimme zu gehorchen und die Gelegenheit zur Befriedigung des heißen Wunsches der Slawenwelt zu ergreifen. Auch die Stimmung der Armee ließ ein Einhalten auf der Siegesbahn nach Zargrad bedenklich erscheinen. Kurz, der Kaiser mußte zulassen, daß Ignatieff und Melikoff mit den Verhandlungen über den Frieden betraut wurden, daß man die Verhandlungen selbst mit einem die befreundeten Mächte beleidigenden Geheimniß umgab, und daß die Nation in den Wahn gewiegt wurde, über die Zukunft Konstantinopels und des Orients sei bereits das letzte Wort gesprochen.

Den Ausdruck dieser kurzfristigen Politik bildete der Friedensschluß zu S. Stefano. Die vornehmste Wirkung desselben auf die russische Gesellschaft bestand in Bestärkung der letzteren in der Ueberschätzung ihrer Kräfte und ihrer Leistungsfähigkeit. Eine andere Folge war, daß die Regierung vor die Wahl gestellt wurde, einen Kampf mit England und andern Mächten auf Tod und Leben zu wagen, oder den Rest ihres Ansehens im Innern in Frage zu stellen, eine dritte, daß die wirklichen Ergebnisse des Feldzugs in den Augen der Nation zusammenschrumpften. Drei Vierteltheile der Presse versicherten, und das Publikum sprach es nach, daß die Bedingungen, die man der Pforte in S. Stefano auferlegt, unerhört mäßige seien. Daß ein Abzug von ihnen undenkbar, galt allen Parteien für selbstverständlich. Fraglich sollte nur sein, ob man sich mit ihnen begnügen dürfe und nicht wenigstens eine zeitweilige Besetzung Konstantinopels fordern müsse.

So konnten harte Enttäuschungen nicht ausbleiben. Die erste war das Erscheinen der englischen Flotte am Bosphorus und die Kunde von dem Eindrucke, den dieses Ereigniß auf das Hauptquartier des Großfürsten Nikolaus ausgeübt hatte. Die russische Armee blieb vor der heiligen Stadt des Ostens, dem Jerusalem der slawisch-orthodoxen Welt, wie eingewurzelt stehen. Die Regierung fürchtete das Einschreiten des „faulen Westens“ mehr als die Verletzung des russischen Volksgeistes und der Traditionen der Väter. Die zweite Enttäuschung lag in der Einstimmigkeit, mit welcher alle nichtrussischen Großmächte die Forderung erhoben, daß der Vertrag von S. Stefano einem Kongresse zur Prüfung vorgelegt und die orientalische Frage als Angelegenheit Europas behandelt werde.

Der Zar wird nicht nachgeben, er kann es nicht, sagten die panslawistischen Fanatiker und ihr Anhang. Er ist die Verkörperung der russischen Volksseele, und diese hat ihr letztes Wort längst gesprochen. Einerlei, ob der Finanzminister die Kosten für einen zweiten großen Krieg nicht aufbringen zu können erklärte, ob Herr Miljutin, der „echt nationale Kriegsminister“, der Mann nach dem Herzen Katkoffs und Askakoffs, die Verantwortung für den militärischen Erfolg nicht übernehmen wollte, ob es in allen Zugen des Staatsorganismus unheimlich krachte, ob der Ausgang des Prozesses der Saffulitsch und die Moskauer Studentenkrawalle deutlich bekundeten, daß die Revolutionsgefahr auch durch die neuesten Triumphe nicht beschworen worden. Die Ehre des russischen Namens war in S. Stefano verpfändet, die in den Häfen eines europäischen Einvernehmens führenden Schiffe waren dort verbrannt worden. Wer wollte es wagen, mit Beschickung des vorgeschlagenen Kongresses gegen den einstimmigen Willen der Nation den Rückzug anzutreten? Niemand. Auch Fürst Gortschakoff, der Nestor der russischen Diplomatie, der das Gras wachsen hörte, hatte dazu das graue Haupt geschüttelt.

Und doch gab es einen, der, unbekümmert um die Stimme des Volkes, die Gottes Stimme sein sollte, und ohne Rücksicht auf das „liberale Zeitbewußtsein“, gegen die allgemeine Strömung, der politischen Vernunft das Wort reden konnte und wollte: Peter Andrejewitsch Schuwaloff. Aber dieser gefährliche Mann weilte als Botschafter in London, er war nicht beliebt bei den Brüdern und Söhnen des Kaisers, er war diesem selbst vor Jahren unbequem geworden, er hatte zahlreiche Feinde sowohl in den regierenden Klassen als auch in den liberalen und nationalen Kreisen, der Reichskanzler betrachtete ihn seit geraumer Zeit mit Mißtrauen — kurz, er war durch seine Antecedentien wie durch seine Friedensliebe „unmöglich“. Indesß das Unmögliche geschah. Er kam, vom Kaiser berufen, nach Petersburg, er kam über Friedrichsruhe, also mit der Billigung seiner Vorschläge durch die erste diplomatische Autorität Europas, und das Weitere ist bekannt: der Kongreß wurde beschickt, neben Gortschakoff mit diesem selbst Schuwaloff, und die Revision des Friedens von S. Stefano erfolgte nach den Forderungen der Interessen Europas. Bis zuletzt hatten die Nationalen gehofft oder mit versteckter Anklage und Drohung so gethan, als ob sie hofften, der Kaiser werde nicht nachgeben, und behauptet, es sei unmöglich, daß er an der Ehre Rußlands, an seiner Ueberlieferung, am Willen seines Volkes sich verjündige. Ganz ungeheuer war in Folge dessen der Sturm moralischer Entrüstung, als der am 13. Juli 1878 unterzeichnete Vertrag bewies, daß er dennoch nachgegeben hatte. Die gutgläubige große Masse fiel wirklich aus den Wolken, ihre Führer redeten, als handle es sich um ein völlig grundloses Zurückweichen, als habe nie ein Mißverhältniß zwischen dem Vertrage

von S. Stefano und den zu dessen Durchführung vorhandenen Mitteln Rußlands bestanden, und als gebe es für das Geschehene nur die Erklärung, daß von böswilligen Rathgebern beim Zaren Mißtrauen gegen sein Volk hervorgerufen worden. Daß Gortschakoff den entscheidenden Verhandlungen fern geblieben war, und daß er in einer Ansprache an den Kongreß die Verantwortung für das Beschlossene und russischerseits Zugestandene seinen Kollegen, d. h. Schuwaloff, zugeschoben hatte, war offenbar darauf berechnet, das Geschrei von einer gegen die Entfesselung der Nationalkraft gerichteten diplomatischen Intrigue zu verstärken. Askoffs Behauptung, das von der Diplomatie herbeigeführte Ergebniß des Kongresses werde dem Frieden Rußlands und dem Ansehen seiner Regierung einen schwereren Stoß versetzen als die ganze Maulwurfsarbeit der Nihilisten, schien einzutreffen; nur lag die Schuld nicht an den Diplomaten vom Juni, sondern an denen vom Februar 1878, nicht an Schuwaloff, der nur das Mögliche erstrebt, sondern an Ignatieff, der das Unmögliche verlangte und sich dabei von Gortschakoff unterstützt gesehen hatte.

Die nationale Partei und die ihr nahestehenden Hofkreise freilich erkannten das nicht oder wollten es nicht erkennen, und die öffentliche Meinung in Rußland stand fast durchgehends auf ihrer Seite. Trotz der Strenge, mit welcher die Presse überwacht wird, machte der Unwille über die Enttäuschung, die man erlebt, sich so leidenschaftlich Luft, daß von einer Berufung des Mannes, dem das Verdienst, Rußland vor einem aussichtslosen Kampfe mit dem größten Theile des übrigen Europas bewahrt zu haben, fast ausschließlich gebührte, daß von einer Berufung Schuwaloffs an das Staatsruder nicht die Rede war, und daß die offiziöse, d. h. die aus Gortschakoffs Kanzlei ihre Parole empfangende Presse sich in den abenteuerlichsten Behauptungen erging, um den öffentlichen Unmuth wenigstens einigermaßen zu beschwichtigen.

Den Haupttheil des Odiums läugnerisch auf den deutschen Reichskanzler zu häufen und so heftig gegen die „deutschen Intriguen“ loszuziehen, daß selbst die Freunde des Zusammengehens mit Deutschland von der Nothwendigkeit einer Annäherung Rußlands an Frankreich zu reden begannen, war nicht schwer. Schwieriger aber war es, die Vorwürfe zu entkräften, die von den Nationalen gegen alles geschleudert wurden, was mit der Staatsleitung und der Kriegführung des verhängnißvollen letzten Jahres zusammenhing. Mit doppelter Schärfe und Bitterkeit kehrten alle die Anklagen, Beschwerden und Verdächtigungen wieder, die früher laut geworden waren und sich von allen Seiten gegen das „System“, d. h. die absolute Staatsgewalt, gerichtet hatten. Erst jetzt zeigte sich der ganze Umfang des Schadens, den die Regierung an ihrem Ansehen im Vorjahre erlitten; erst jetzt ließ sich ganz ermessen, wie tief Unzufriedenheit und Mißtrauen in der Nation um sich gefressen hatten, die sich

immer noch schmeichelte, daß es nur entschlossener Zusammenfassung ihrer Kräfte bedurft hätte, um die Welt aus den Angeln zu heben. Der Boden, auf dem das Regime der Jahre 1863 bis 1877 gestanden, war durch den jüngsten Krieg gerade so unterminirt worden wie der des alten Rußland durch den Krimkrieg.

In dieser Zeit der Schwierigkeiten und der Erschütterung aller Autoritäten, selbst der höchsten, sind vier der wichtigsten Verwaltungszweige Rußlands in die Hände neuer Minister gelegt worden, und nichts bezeichnet die gegenwärtige Lage deutlicher als die Personen, auf welche dabei die Wahl fiel.

Unmittelbar nach Abschluß des Friedens legte Herr v. Neutern das sechzehn Jahre hindurch von ihm verwaltete Amt des Finanzministers nieder, weil er die Arbeit seines an die Balancirung des Budgets gewendeten Lebens, die zuletzt solide Erfolge gehabt hatte, durch den Krieg hoffnungslos vernichtet sah. Sein Nachfolger war sein ehemaliger Adjunkt, General Greigh, der früher in der Chevaliergarde, dann im Marineministerium gebient hatte und zuletzt zur Finanzverwaltung übergegangen war. Derselbe galt für persönlich ehrenhaft und war wegen seiner eleganten und liebenswürdigen Manieren in der vornehmen Welt allgemein beliebt. Seine Fähigkeiten hätten zur Verwaltung der russischen Finanzen in gewöhnlichen Zeiten ausgereicht; der schwierigen Aufgabe aber, die ihm sein Vorgänger hinterlassen, war er nicht gewachsen. Um dem tiefgesunkenen Kredit des Staates aufzuhelfen, ließ er für das Jahr 1879 einen Budgetvoranschlag ausarbeiten, der einen Ueberschuß von einer Drittelmillion Rubeln nachweisen sollte, aber weder das Publikum noch die Börse über die wahre Lage der Dinge zu täuschen vermochte. Sehr bald rechnete man nämlich dem Minister nach, daß sein Ueberschuß nur dadurch herausgekommen war, daß man gegen alle Gewohnheit die neu eingeführten Steuern und Steuerzuschläge in den Voranschlag mit aufgenommen und ihre muthmaßlichen Erträge als bereits gesicherte Einnahmen behandelt hatte, während sie höchstens hinreichen konnten, die Verminderung der früheren Steuererträge auszugleichen. Weiter wurde dargethan, daß Herr Greigh bei der Abschätzung des Ertrags der neuen Abgaben von Stempelmarken, Eisenbahnverkehr und Spirituosenverkauf von durchaus falschen Voraussetzungen ausgegangen war. Endlich zeigte sich, daß die Voranschläge für außerordentliche Ausgaben viel zu niedrig gegriffen waren. Auch mit seinen Versuchen, den russischen Finanzen durch Einführung neuer rationeller Steuern und Verminderung der Ausgaben in Zukunft abzuhelpen, hatte der Finanzminister wenig Glück. Sein Projekt einer klassifizirten Einkommensteuer machte vollständig Fiasko, und eine beträchtliche Verminderung der Ausgaben war nur auf Kosten der regierenden Klasse möglich, die sich den Brodkorb mit ihren ungeheuren Gehältern und Pensionen nicht höher hängen läßt und von dem liebenswürdigen,

zu ihr zählenden Minister sicher dazu nicht gezwungen werden wird. Die Gelegenheit hierzu hatte er schon früher als Chef der Reichskontrolle (des russischen Oberrechnungshofes) gehabt, er war aber über Anfänge und gute Absichten nicht hinausgekommen. Kein Wunder, daß er auch als Minister nichts Besseres zu thun wußte, als auf dem alten, bequemen Wege weiterzugehen und zu einer neuen „orientalischen Anleihe“ seine Zuflucht zu nehmen. Dieselbe hatte einen unerwartet günstigen Erfolg, und so befestigte sich Herr Greighs Stellung bis auf weiteres. Von Vertrauen auf die Zukunft ist trotzdem nicht die Rede und kann nicht die Rede sein, so lange die Finanzverwaltung ein Geheimniß bleibt, das nur periodisch und dann immer nur zum Theil enthüllt wird, und so lange jede Spur einer Kontrolle über die Einhaltung der Budgetvoranschläge mangelt. Eine wirkliche Besserung der wirtschaftlichen Zustände Rußlands ist mit dem gegenwärtigen Regierungssysteme unvereinbar. Auch wo man Herrn Greighs löbliche Absichten anerkennt, ist man überzeugt, daß der Fortbestand einer in ihrem Gebahren unkontrollirten, von den Einflüssen und Ansprüchen des Hofes und der hohen Bureaucratie abhängigen und in den Geleisen der Routine wandelnden Finanzverwaltung zum Bankerott führen muß.

Bald nach v. Reuters Rücktritt verlautete, auch General Timaschew, der Minister des Innern, sei des Regierens müde und gedenke sein 1868 von Herrn Walujew übernommenes Portefeuille einem Nachfolger zu überlassen. Herr Timaschew war ein „Mann von Geist“, ein talentvoller Couplettdichter und geschickter Karikaturenzeichner und bei der Nationalpartei sehr beliebt. Erst Offizier in einem Gardereiter-Regimente, dann Militärattaché der Botschaft in Paris gewesen, war er von der Diplomatie zur Gensdarmrie und aus dieser ins Ministerium des Innern übergetreten und hatte zuletzt das Postdepartement geleitet. Zum Nachfolger Walujews hatte ihn seine Beliebtheit in der höheren Gesellschaft und die Gunst der Nationalen gemacht, die von ihm ein entschiedenes Vorgehen gegen die baltischen Provinzen hoffte. In der That hob er hier 1876 das Generalgouvernement Liv-, Est- und Kurland auf und oktroyirte den Städten 1878 die russische Städteordnung. Sonst war seine Verwaltung dadurch merkwürdig, daß sie die Wirksamkeit der 1863 eingerichteten Landschaftsverbände durch stete Bevormundungsversuche lahmlegte und diskreditirte, und daß sie die Presse durch unablässige Hudelei in das radikale Lager drängte. Mit dem Zustande der Polizei ging es unter Timaschew beständig zurück, so daß zuletzt nur in den Residenzstädten der Schein einer gewissen Ordnung aufrecht erhalten blieb und sogar die nationalen Freunde des Ministers die Thatsache einer unaufhaltam zunehmenden Verwirrung und inneren Auflösung nicht mehr in Abrede stellen konnten. Die

Zahl der unentdeckt gebliebenen gemeinen Verbrechen stieg ebenso rasch wie die der politischen, und dem Treiben der Nihilisten gegenüber bekundete die Polizei eine noch nie dagewesene Hilflosigkeit. In den letzten Tagen von Timascheffs Verwaltung brach ein neues Unglück herein, im Gouvernement Astrachan begann die Pest zu wüthen, die dem Minister viel Verlegenheit bereitete und ihm von Seiten der Liberalen allerlei Spott und Verdächtigung der von ihm gegen die Seuche ergriffenen Maßregeln und der von ihm über sie mitgetheilten Nachrichten zuzog. Im Herbst 1878 verschwand er sang- und klanglos von der politischen Bühne, und sein zweiter Adjunkt, der Geheimrath Makoff, übernahm seinen Posten. Er machte keinen Anspruch auf Geist. Der Mann, welcher die innere Verwaltung des von einem schweren Kriege erschöpften, von Unzufriedenheit und Mißtrauen erfüllten und von einem vielleicht künstlich erzeugten, darum aber nicht ungefährlichen Revolutionsfieber geschüttelten russischen Reiches übernehmen sollte, hatte erst vor wenigen Jahren den Sattel eines Offiziers bei den Garde-Ulanen verlassen, um ins Ministerium des Innern überzusiedeln, und begann ohne Kenntniß von der Thätigkeit und dem Mechanismus der Kreis- und Provinzialbehörden an der Zentralfstelle zu regieren, als die Katastrophe vom 14. April 1879 eintrat. Den Schüssen des Meuchelmörders folgte ein Ausnahmezustand, der den Minister des Innern um den wichtigsten Theil seiner Befugnisse brachte und bis auf weiteres zur Rolle eines bloßen Zuschauers nöthigte, indem eine Verordnung erlassen wurde, welche fast das ganze europäische Rußland sechs interimistischen Militär-Generalgouverneuren unterstellte und diesen die Vollmacht erteilte, die Thätigkeit aller regelmäßigen Polizei-, Verwaltungs- und Gerichtsbehörden zu suspendiren und einen Belagerungszustand im ausgedehntesten Sinne des Wortes zu verhängen.

Wie Makoff war auch der dritte im Laufe des Jahres 1878 ernannte Minister, der Chef des Departements der Justiz, Nabokoff, durch jenen Ausnahmezustand so vollständig in den Hintergrund gedrängt worden, als ob dem Publikum praktisch klar gemacht werden sollte, man könne im heutigen Rußland recht wohl auch ohne Justizminister auskommen. Sein Vorgänger Graf von der Pahlen war in Folge des Ausganges des Prozesses der Wera Saffulitsch gefallen. Optimist wie alle „liberalen“ Staatsmänner, hatte er sich dem Kaiser gegenüber für eine Verurtheilung der Mörderin durch die Geschworenen verbürgt und so bewirkt, daß sie nicht als politische Verbrecherin behandelt wurde. Das hierdurch angerichtete Unheil bewog ihn, um seinen Abschied zu bitten. Er hatte sich nicht ganz erfolglos bemüht, einen unabhängigen und unbestechlichen Richterstand zu bilden, aber den Fehler begangen, sich dabei vornehmlich an die junge, von leidenschaftlichem Oppositionsgeist erfüllte Gene-

ration zu wenden und eine große Anzahl von Leuten anzustellen, die aus ihrer Unabhängigkeit förmlich ein Metier machten, in tendenziöser Weise den Geringen und Armen vor dem Vornehmen und Reichen begünstigten und juristischen Abstraktionen vor den Interessen des Staates den Vortritt ließen. Von seinem Nachfolger Senator Nabokoff wurden als von einem älteren und erfahrenen Herrn die Gefügigkeit und die bürokratische Strenge erwartet, welche man an Pahlen vermist hatte. Aber er fand bei jenem Ausnahmezustande bisher noch nicht Gelegenheit, zu zeigen, was er ist.

Tritt die Justiz wieder in ihre Rechte, so wird er, der in deren Suspension gewilligt hat, es vermuthlich so wenig zur Stellung eines Mannes des öffentlichen Vertrauens bringen als Makoff und der Unterrichtsminister, Graf Tolstoy. Der letztere ist entschieden der unpopulärste unter den jetzigen Rathgebern des Kaisers Alexander. „Die Brutalität, mit welcher er,“ wie der Verfasser unserer Schrift, hie und da wohl mit zuviel Eifer und nicht mit billiger Berücksichtigung des durch die nihilistische Verwilderung der studirenden Jugend herbeigeführten Nothstandes sagt, „sein System durchzusetzen, die Unabhängigkeit der akademischen Lehrkörper zu brechen und jede publizistische Kritik seiner Leistungen zum Schweigen zu bringen versucht hat, wird nur durch die Gefügigkeit übertroffen, welche sein Verhalten zu den Generalgouverneuren und zu der „dritten Abtheilung“ (der politischen Polizei) bezeichnet. Seit Jahr und Tag sind die Untergebenen seines Ressorts, Lehrende wie Lernende, Mißhandlungen und Vergewaltigungen der schlimmsten Art ausgesetzt gewesen, ohne daß der Minister zu ihrem Schutze je den Finger erhoben oder auch nur Miene gemacht hätte, durch Handhabung einer gerechten und billigen Disziplin das Vertrauen der Jugend zu gewinnen. Damit ist zugleich gesagt, daß er gehaßt und verachtet wird wie kein zweiter höherer Beamter, und daß seine einflußreichen Untergebenen (die Professoren, die sich einer schrankenlosen Popularität erfreuen) ihm bei jeder Gelegenheit am Zeuge zu flicken suchen.“ „Von den Anordnungen, welche Graf Tolstoy während der letzten Monate getroffen hat, um die Zulassung zum Universitätsstudium zu erschweren und die Schuljugend mit Hilfe von Uniforms- und Salutreglements zu händigen“, meint der Verfasser, daß „niemand daran zweifelt, daß dieser Anlauf zur Wiederherstellung des autoritären Systems der guten alten Zeit unter Zar Nikolaus von ebenso kurzer Dauer sein werde wie die Versuche, die mediko-chirurgischen Kabinete auf ein Drittel ihres bisherigen Personals herabzudrücken und in eine Art von Kadettenhäuser zu verwandeln oder die Jugend der Seminarien von den Universitäten abzusperrren.“ Indes habe „diese neueste Phase von Tolstoy's öffentlicher Thätigkeit in zu weiten Kreisen unliebsames Aufsehen erregt, als daß angenommen werden könnte, der Unterrichtsminister von 1866 werde seine

Stellung dauernd behaupten können.“ „Große Hoffnungen werden sich an seinen Abgang freilich nicht knüpfen lassen, nachdem andere Erfahrungen gezeigt haben, daß unter den gegebenen Verhältnissen die alte Methode der Auswahl von Ministern die allein mögliche ist.“

Viel Aussicht, Tolstoy's Nachfolger zu werden, soll der ehemalige Zivilgouverneur von Moskau, Graf Andreas Lieren, haben, ein kaum vierzigjähriger Mann, der dem Unterrichtswesen ganz fern steht und wegen der beispiellos raschen Karriere, die er gemacht hat, für höchst bestimmbar gilt. „Keinem Zweige der russischen Verwaltung thut aber die Einsetzung eines von den Belleititäten des Tages unabhängigen, nach festen Grundsätzen regierenden Chefs so dringend noth wie dem Unterrichtswesen, das seit zwanzig Jahren par excellence das Experimentirfeld werdender Staatsmänner gewesen ist. Die sprichwörtlich gewordene Autoritätslosigkeit unsrer meisterlosen Jugend ist die direkte Folge davon, daß nahezu jeder der letzten Unterrichtsminister das Gegentheil von dem gethan hat, was unter seinem Vorgänger an der Tagesordnung war, und daß alle diese Herren nicht die Wohlfahrt der Jugend, sondern die Zufriedenstellung der jeweiligen offiziellen oder populären Machthaber für ihre Hauptaufgabe ansahen.“

Der Verfasser schließt mit einer Prophezeiung, deren unbedingte Richtigkeit sich bestreiten lassen wird, die uns aber im ganzen das Rechte zu treffen scheint. Er sagt: „Was bis jetzt verlangt wird, beschränkt sich auf kontrolirende Theilnahme der russischen Gesellschaft an der Verwaltung. Entschließt Alexander II. sich zu einem solchen Zugeständniß, und versteht er es, die westlichen Länder (sollten diese, fragen wir, so große Bedeutung haben?) durch kluge Schonung ihrer Eigenthümlichkeiten in das Interesse der Dynastie zu ziehen, so kann man hoffen, daß diese das Heft in den Händen behalten werde. Nimmt dagegen die innere Auflösung des alten Rußland ihren Fortgang, bleibt das System der russischen Gesetzgebung und Verwaltung ein von bloßen Zufälligkeiten beherrschtes, fährt man fort, einander ausschließende Maximen vor denselben Wagen zu spannen, so erscheint ein gewaltsamer Zusammenbruch der alten Ordnung unvermeidlich. Daß die Masse des Volkes von den die gebildeten Klassen beherrschenden Strömungen unberührt geblieben ist, kann nur da beruhigen, wo man nicht weiß, daß die Bestimmbarkeit dieser Masse eine fast unbeschränkte, daß ihre materielle Lage eine nichts weniger als befriedigende ist, und daß innerhalb der beiden Stände, welche die Beziehungen zwischen Regierung und Regierten vermitteln, innerhalb des Beamtenthums und der Geistlichkeit, die jüngeren Elemente von revolutionären Ideen stärker infiziert sind als in allen übrigen Ständen. Die Sphäre, welche die Regierung um-

gibt, hat mit den Traditionen des Bauerthums seit lange nichts gemein. Auch in Rußland beginnen die städtische und die städtisch gebildete Bevölkerung allen bestimmenden Einfluß in sich zu konzentriren. Die Massen aber strömen in jedes Bett, das ihnen gegraben wird. Jede der inneren Auflösung und Zersetzung weiter gegönnte Frist vergrößert die Gefahr, und wenn es sich (wie wir erwarten) fügen sollte, daß nicht Alexander II., sondern erst der zur Erfüllung der Volkswünsche im voraus engagirte Erbe seiner Krone die große Reform unternähme, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß diese der Revolution die Thore öffnen werde, größer als jede andere.“



## Das Romanheldenthum in der Moral.

Von Cuno Stommel (Düsseldorf).

In den Philosophieen aller Völker, speziell in den moralphilosophischen Systemen, läßt sich das Zusammenbestehen der beiden Urtypen menschlichen Begreifens und Anschauens, das sensualistische und das rationalistische (kritische, idealistische) Moment nachweisen. Der Sensualismus ist, moralphilosophisch betrachtet, diejenige geistige Disposition, welche durch sinnliche (äußere und innere) Impulse zum Handeln bestimmt wird. Das Thier handelt nur nach Instinkten, es ist unfrei; in ihm und aus ihm handelt lediglich die Natur. Der Mensch würde, wenn dies auch bei ihm der Fall wäre, und wenn seine Vorzüge vor dem Thiere, Vernunft und Sittlichkeit, den Instinkten, d. h. den Naturtrieben, durchaus unterlägen, rein sensualistisch handeln. Der Rationalismus dagegen behauptet, außer den sinnlichen Impulsen noch solche zu kennen, welche nicht Instinkt, nicht Natur sind, sondern von jenen durchaus verschieden die menschlichen Handlungen bestimmen. Dies sind die sittlichen Impulse der Vernunft. Kurz, Sensualismus ist Naturunterthänigkeit, Rationalismus ist Freiheit.

Der Sensualismus kennt zwar auch sittliche Impulse der Vernunft, aber diese sind ihm nichts Anderes, als nothwendige Ergebnisse des Naturprozesses im Organismus, wie denn die Gehirnfunktionen von ihm den gewöhnlichsten organischen Absonderungsprozessen gleichgestellt werden. Wie im Ganzen der Natur nothwendige Kausalität, so herrscht auch im menschlichen Körper nichts Anderes als Nothwendigkeit, Gesetz, Kausalität.

In der Philosophie gelangte diese sensualistische Auffassung sehr bald zu